

Ercheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Abonnementspreis monatlich 50 s., jährlich 1.50 s. pränum. frei ins Haus. Durch die Post bezogen 1.65 s.

„Die Neue Welt“ (Unterhaltungsbeilage), durch die Post nicht bezugsbar, kostet monatlich 10 s., jährlich 90 s.



Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Naumburg-Weißenfels-Zeit, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Telephon-Nr. 1047.

Redaktion und Expedition: Geiſtſtraße 21, erster Hof parterre rechts.

Telephon-Nr. 1047.

Telegramm-Adresse: Volksblatt Halleaale.

Nr. 280

Halle a. S., Donnerstag den 30. November 1899.

10. Jahrg.

Die Verelendung des bourgeoisen Denkvireans.

Den Reichstag scheint eine Sozialisten-Debatte großen Erfolg zu haben. Die Herren aus dem Zentrum und die Nationalliberalen um Herr und Kaffemann haben ansehend großes Verlangen nach einer gründlichen Abhilfe. Es bereitet sich eine Sitzung, ohne daß nicht ein Programm der Sozialdemokratie angegriffen würde, oder besser, ohne daß nicht eine unfruchtliche Forderung der Sozialdemokratie in die Schuhe zu schieben versucht wird. Vergessen war es die „Abſchaffung der Mutterſchaft“, die dem freireicheren „hiesigen“ Zentrumsmann stürmische Nachreden eintrug, gefolgt ist der nationalliberale Millionär Vajermann mit der Verelendungstheorie ebenfalls hineingefallen. Es ist eine betante Sache, daß, sobald irgend ein Mitglied der bürgerlichen Fraktionen sich etwas zu weit vorgewagt hat und in solche Umständen sich zum Zurückweichen entschließt, dieser Milderung durch einige Angriffe auf unsere Partei zu werden versucht wird. Herr v. Seyl befand sich gefolgt in dieser Lage. Der Reichstag beschäftigte sich mit der Weiterberatung der Gewerbeversicherungs-Novelle. Die Kommission beantragte Annahme einer Bestimmung über die Ausdehnung der Krankenversicherungs-pflicht auf die Hausarbeiter. Herr v. Seyl trat lebhaft für den Kommissionsbeschluss ein, als derselbe jedoch am Bundesratsstische keine Zustimmung fand, entschloß sich der edle Redner zum Rückzug und schloß, um diesen nicht erkennbar werden zu lassen, nach der Widmung der Sozialdemokraten. Er verkündete, daß die Einnahmen der Fabrikarbeiter sich in den letzten 25 Jahren um 52 Proz. gesteigert hätten, die Wohnungsmieten, so mußte der edle Herr wahrheitsgemäß hinzufügen, allerdings um 80 Proz. Trotzdem bemies ihm dieser Umstand die „vollständige Unrichtigkeit der Verelendungstheorie“. Der Mannheimer Millionär bezieht sich auf das Zeugnis des Genossen David, der in den Sozialistischen Monatsheften von dem Glend der Verelendungstheorie gesprochen habe. Nach Seyl sprach der Graf v. Posadowsky. Er erklärte die Ausdehnung der Krankenversicherungspflicht auf die Heimarbeiter durch die Gewerbeordnung als unmöglich und schloß vor, einen Initiativentwurf einzubringen, dem die Regierung dann zustimmen würde. Das war für die Seyl und Genossen genügend für den vollständigen Rückzug. Um dessen Vermeidung und auch deshalb, weil Genosse Singer ihm trefflich gedient hatte, verjagte er nochmals auf die Sozialdemokraten einzuwirken. Die sozialistischen Theorien, so verkündete er den staunenden Reichstagen, können eine wissenschaftliche Bedeutung nicht beanspruchen; für das Bürgertum sie die Beschäftigung mit denselben nur ein „bescheidener Unterhaltungssstoff“. Ueberdies sei ja der Marxismus längst vollständig zusammengebrochen. Unter dem schallenden Gelächter unserer Genossen rief der streitbare Redner aus: Das Wertgeſetz hat Engels ausgegeben, das eherns Vagabunde hat Vassalle fallen gelassen und die sog. Verelendungstheorie ist durch die Statistik als ganz falsch nachgewiesen. „Von dem ganzen marxistischen Lehrgedäude ist nichts übrig geblieben.“ Wirklich nichts, gar nichts? So, warum in aller Welt giebt sich denn der Herr Herr eine so große Mühe, noch dagegen Sturm zu laufen? Mit dem Nichts, der bloßen Luft streitet man doch nicht!

Die Vorbeeren des Herrn v. Seyl liegen den Kaplan Häge nicht schlafen. Auch er erhebt auf dem Plan, um in die Welt hinauszuweisen, daß zwischen Bebel und Schuppel gar keine Antipathiepunkte mehr vorhanden sind. Sein Präzisionskollege, der Präsident von Völkerrum unterbroch ihn aber und hat freundschaftlich zu bedenken, daß nicht der barmherzige Vortritt der bösen Sozialdemokraten, sondern die Gesellschaften der Herren Sozialdemokraten sind. Herr Häge folgte der bürgerlichen Ermahnung und so kam man diesmal um den heiligen Bruchpunkt.

Singer erwiderte dem Dichtergeist und seinem Knappen Cancho Panza noch einmal recht schlagend. Er sagte, Herr v. Seyl hätte so viel Unfuss gemacht, daß er Stunden gebrauchen würde, um ihm das Verständnis für die sozialistischen Theorien beizubringen, und auch dann würde ihm das wohl noch nicht gelingen.

Herr v. Seyl hielt die seine Unfuss aber für so vorzüglich, daß er anscheinend meinte, damit seine Kapitulation vor dem gestrengen Herr v. Posadowsky vollständig werden zu lassen. Er und mit ihm alle bürgerlichen Abgeordneten liegen die Kommission im Stich und stümpfen den Antrag auf Ausdehnung der Krankenversicherungspflicht auf die Heimarbeiter nieder. Die Herren wollten gefolgt wieder einmal schlagend bemerken, wie unglücklich stark das bourgeois Denkvirean und das bourgeois Gerechtigkeits- und Pflichtgefühl in Deutschland bereits verelendet ist.

Im weiteren Verlaufe der Sitzung gab es zwar keine verelendete Sozialisten-Debatte, aber der Kampf gelatete sich nicht minder lebhaft. Es stand der Artikel der Gewerbeordnung, der sich mit der Absetzung der Bundesratsangeordneten beschäftigt, zur Erwörterung. Aber des Herrn Posadowsky befähigt, zur Erwörterung. Das die Erwörterung sich nicht wieder in eine Zankschwaibe über. Die Erzählung legte ansehend wieder einmal Wert darauf, den von ihm geprägten geflügelten Worten eine Anzahl weiterer hinzuzufügen. Unsere Genossen beantragten, den Angeordneten im Handelseverbe eine ununterbrochene Absetzung von 12 Stunden und Sit-

gelegenheit zu gewähren; die Kommission hatte nur 10 bezug. 11 Stunden vorgehen und die Sitzungzeit gar nicht berücksichtigen. Unter unserem Antrag soll nach dem Herrn Staatssekretär die interne Abhilfe nicht lauern, fassentier seriffen in schaffen zu wollen; den Sozialdemokraten warf er vor, daß sie sich als Riesige Kraftnaturen geben; schließlich entrollte er noch ein ergeignes Bild von dem harten Votz der Regierung, die, veramt von der undankbaren Mittelwelt, den Kulturkaren auf steinigem Boden unter Strömen von Schweiß mühsam forschet. Den Freireicheren, für die der Kenntniser Gewalttäter und der Vorkentzer v. Trebenmann das große Wort führten, gingen leicht die Kommissionsbeschlüsse zu weit, die sie auf das Niveau der Regierungsvorlage zurück zu redigieren suchten, während die Freireicheren und sogar die Deutschkonservativen wenigstens die Griften von Mißbräuchen anerkannten. Unsere Fraktion, deren Standpunkt der jugendliche Rosenow sehr geschickt vertret, erlebte die Genehmigung, wenigstens eine kleine Verbesserung — sie betrifft das Schaffen von Sitzungsgeldern für Verkäufer und Verkäuferinnen — durchzuführen. Auf der anderen Seite wurden wenigstens die Verbürgerungsanträge der Herren von der Rechten abgelehnt.

Die Debatte über diese Punkt bringen wir morgen.

Somit giebt's eine kleine Unterbrechung, es werden nunträge aus dem Hause behandelt, u. a. der unserer Fraktion auf Erlass eines Reichsberggesetzes.

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatze.

Der neueste Sieg der Engländer unter Lord Methuen bei Belmont hat sich wieder als eitel Schwindel herausgestellt. Den nur 7000 Engländern standen nur 700, sogar wie von der Kabelleterpendenz angedeutet wird, nur 300 Buren gegenüber. Zwei halbdutzende Munitionskisten und die ganze Bute gemessen. Noch wichtiger ist es mit dem Siege bei Graspan aus. Hier waren die Engländer in fünfjähriger Ueberzahl, trotzdem gelang es ihnen nicht, große Vorteile zu erringen. Die Engländer verloren 105 Mann, darunter eine große Anzahl Offiziere, die Buren sollen 20 Tote gehabt haben.

Eine Erklärung für die schwindelhaften Siegesnachrichten giebt die Kabelleterpendenz. Sie berichtet, daß Lord Methuen den Auftrag hatte, möglichst schnell ein energisches Vorgehen von sich zu geben und um jeden Preis einen „Sieg“ zu erringen.

In dem Geiste bei Belmont soll Major Albrecht, ein Deutscher, die Buren kommandiert haben. Albrecht ist als Bismarckweiser nach Südafrika gegangen. Vom Kriegsschauplatz in Natal liegen neue Nachrichten nicht vor. Eine Meldung vom Sonntag zeigt, daß die Buren den Engländern am 23. November empfindliche Verluste beibrachten. Die Engländer zählten 14 Tote und 72 Verwundete.

Die englische Regierung hat nun endlich die beiden Burenrepubliken als kriegsführende Mächte anerkannt. Bis jetzt bezeichnete sie die tapferen Republikaner immer als „Insurgenten“.

Tagessgeschichte.

Halle a. S., 29. November.

Bankrott! Die Furcht vor dem roten Geistes hat die Bourgeoisie um den letzten Rest von Verstand gebracht; nicht einmal höfmeisterliche Besonnenungsversuche und Hülfseilen können da noch eine Reaktion hervorbringen. Das Berliner Bürgertum galt bis jetzt noch immer für ein klein wenig liberal, aber auch kein Bankrott ist vollständig. Die Stadtverordneten-Sitzung zwischen dem Antisemiten Ulrich und unserem Genossen Glode hat dies wieder einmal mit der größten Deutlichkeit bewiesen. In der Hauptwahl wurden abgegeben: für Ulrich 821, Glode 808, Herold (Frei.) 653 Stimmen. Die Freireicheren hatten den Ausfall der Wahl in der Hand. Man hätte denken sollen, daß nach Bekanntwerden des Antwortschreibens und der Kläne, die auf Aushebung der Selbstverwaltung Berlins hinauslaufen, die Freireicheren diese Wahl als willkommene Gelegenheit ansehen und Mann für Mann für den Sozialdemokraten eintreten werden, um Protest gegen die Behandlung der Reichshauptstadt einzulegen. Man mußte das um so mehr voraussetzen, als es feststand, daß der Sieg des Antisemiten von der Hand der Antisemiten ein großer Sieg ausgefallen werden würde. Aber was trat ein? Von den 653 liberalen Wählern, die bei der Hauptwahl ihre Stimmen abgegeben hatten, stimmten 24, sage und schreibe vierundzwanzig für den Genossen Glode, die übrigen Mann für Mann für den Antisemiten; selbst eine Anzahl jüdischer Freireichener wählte diesen! Der Antisemit erhielt denn auch 1948 Stimmen, Genosse Glode 1096; der errierte siegte also mit großer Mehrheit. Die Volksgemeinschaft ist das einzige Freireichersorgan, das ehrlich zugesteh, daß diese Handlungswahl ein Akt der Selbstentmannung, eine Schmach für den Freireich gewesen ist. Das Blatt sagt:

Am gestrigen Tage hat der Berliner Freireich, das muß, sofern die Wahrscheinlichkeit noch irgend etwas in der Politik zu bedeuten haben soll, ohne Falschsein gelagt werden, einen neuen Selbsterniedrigungs-Akt geschaffen. Die Parteilicheit mag nach ihrer bisherigen Haltung und Taktik nicht den freireichlichen Wesenheiten des Antisemitismus in Abacht die vorgerufte Niederlage des Sozialdemokraten für einen großen Sieg des Liberalismus halten; politische Vorurteile dieser Art aber haben

niemals eine bloße lokale und Augenblickswirkung; sie wirken in die Ferne und in die Zukunft hinein. Der Freireich, der dem Antisemitismus Schleppe hinter sich herzieht, arbeitet der Sozialdemokratie nicht entgegen, sondern in die Hände; sich selbst aber führt er den größten Schaden zu. Inwieweit der vorletzte und letzte Reichstagswahl hat die Freireichliche Volkspartei, weil „nichts mehr geling“, 150 000 Stimmen verloren. In zehn Jahren wird sie, wenn das so fort geht, nichts mehr zu verlieren haben. Bis dahin wird indes — das ist das Dauernde in dem Wechsel, — mit bekannter „Unentgeltlichkeit“, „Poltheit“ und „Ganzheit“ gefolgt werden auf diejenigen, welche auf die Gründe des Niederganges der Partei immer wieder mahnd und warnend hinweisen. Denn so schwach und elend, krank und sich die Partei bisher unter der glücklichen Führung ihrer erstfälligen Parteiführer geworden sein mag, im Weichpunkt der fraktionellen Erbschafts-Praktiker immer noch das Schicksal. Ein trauriger Nulm! Veraltete Mitteil denen, die an diesem mageren Knochen nagen!

Das Blatt hat das Organ der Parteileitung in der That richtig eingeschätzt. Die Freireich, die sich davon entfernt, die Parteigenossen wegen des Streites für den Antisemiten zu tadeln. Das Blatt meint, daß ein großer Teil der Wähler nicht auf freireichlichem Boden steht. Es sei „eigenartig“, daß eine Anzahl jüdischer Wähler für den Antisemiten gestimmt habe. So oder so, jedenfalls habe der Ausfall der Wahl „widerum Beispiel gegeben von einem Wahlskampfe, in dem die Angriffe der Sozialdemokraten auf die Liberalen nur den Konservativen zum Vorteil gereichen.“

Da also, da haben wir's! Die bösen Sozialdemokraten sind schuld daran! Die Auslassung des Richterlichen Blattes ist so lächerlich, daß man sich ein Eingehen darauf ersparen kann. Das Blatt, Tagel. glaubt überaus, daß ein regelrechtes Komplott bestanden hat. Das Blatt sagt: „Während der liberale Kandidat in dem sechsten Bezirk seinen Sieg den vermehrten Anstrengungen der eigenen Parteigenossen verdankt, konnte der andere, nämlich der sechste Bezirk gegen den sozialdemokratischen Kandidaten nur durch die Stimmen der Bürgerpartei für die Liberalen erhalten bleiben. Dafür leisteten denn die Liberalen in 45. Bezirke den Bürgerparteiern Vorparatien, um auf diese Weise dort den sozialdemokratischen Gegner zu Falle zu bringen. Der als Sieger hervorgegangene Kandidat der verbundenen Liberalen und Antisemiten ist gegenwärtig Mann für Mann mit dem Antisemiten, dem Antisemiten Partei, welche ganz ausgetroffen den Hülen und Wänden derer um Herrn v. Wirbach die Wege zu bahnen befreit ist.“

Und trotzdem sind die Freireichigen Mann für Mann für ihn eingetreten! Das ist der ausgeprägte Bankrott, den man sich denken kann. Das freireichliche Bürgertum darf sich nicht wundern, wenn ihm die Bögen über dem Roste zusammenfallen und es unter sich begraben. Es trägt selbst die Schuld!

Schuh der Arbeit! Unsere Fraktion hat im Reichstage einen 32 Paragraphen langen Gesetzesentwurf betreffend die Gründung eines Reichsarbeiterrates, von Arbeitssammern, Arbeitssammern und Einigungsämtern eingebracht. Wir werden denselben im Wortlaut mitteilen.

Verelendung überall. Nicht nur die Verelendung des bourgeoisen Denkvireans und des bourgeoisen Gerechtigkeits- und Pflichtgefühls wird gegenwärtig alltäglich illustriert, auch die Verelendung der bourgeoisen Wissenschaft, die freilich nicht seinen Datums ist, macht wohlacht verende Fortschritte. Man höre und laune: Eine Anzahl Professoren, darunter die Kathedrorprofessoren Schmalzer und Wagner, haben sich zu einer freien Vereinigung für Vorträge vorläufig zusammengeschlossen. Herr Schmalzer wird demnächst als erster den Keigen eröffnen, nachdem Herr Wagner bereits in der Eberlichen Wode und im Berliner Lokalanzeiger seine woffrige Wissenschaft in mehreren Artikeln abgelagert hat.

Vor dreißig und vierzig Jahren, zur Zeit unseres Karl Marx, lag die politische Oekonomie in Deutschland vollständig darnieder und Marx hat manches harte Wort über die Beschränktheit der deutschen Nationalökonomie sprechen müssen. Aber selbst damals, wo die nationalökonomische Wissenschaft sich fast das einzige Ziel gesetzt hatte, die Herrschaft des Kapitalismus als die gottgemalte und beste Gesellschaftsordnung hinzustellen, haben sich die Oekonomen nicht in den Dienst jeder mächtigen Strömung gestellt. Dreißig Jahre Kultur-entwicklung und auch unsere Wissenschaft ist ins Wasser gefallen! Und da giebt es noch Leute, die zu glauben vermögen, die deutsche Gelehrtenwelt sei zu freireichlichen Taten fähig!

Eine vorhinflutige Stimme. Wie man unter einer zahllosen Echar schwarzer Naben auch einmal ein weißes Exemplar finden kann, so wird man auch unter den deutschen Professoren einige aufreiben, die den „Bug der Zeit“, d. h. die verrierte Begreifung für die uralte Platonpolitik nicht mitmachen; aber nur einige! Es sind dies die Leute der alten Schule, die noch von der vorhinflutigen Ansicht ausgehen, die Wissenschaft habe nur eine Pflicht und zwar die Pflicht zu lehren. Einer davon ist der Erlanger Germanist Professor Geismeyer. Irgend ein überflegiger Solbthek der Strupp und Stumm hat sich an ihn mit der Frage gewandt, wie er über die Zukunft auf dem Wasser denke. Geismeyer erklärte sich für inkompetent und bemerkte nur bitter:

„Ich könnte nur von meinem subjektiven Standpunkt aus

Geknebelte Künstler.

(Das neue Theater-Hausgesetz.)

Bennoe Grich Schläfer spricht im Vorworte: Es gab in den letzten Tagen allgerade Entrüstung. Die Schauspieler entrüsteten sich über das neue Hausgesetz, das der Deutsche Bühnenverein erlassen hat, und gewiss haben auch unparteiische Zeitungen sprangen ihnen entgegen. Die Entrüstung war nun freilich sehr am Platze. Dagegen würde es durchaus verfehlt sein, nun sofort praktische Ergüsse zu erwarten. Von den entrüsteten Worten zu den entschlossenen Taten ist immer ein langer Weg. Am Theater aber ist es unendlich zu sein. Wir haben, auch so oft, die Flammen der Entrüstung lobend gesehen. Aber was zunächst, noch immer nur ein trauriges Mißgeschick.

Die einzig richtige Antwort wäre eine Organisation, die mit den Direktoren und Agenten ernsthaft angingen würde. Damit aber wird es bedenklich lauern. Die liberalen Bühler sind mit dem Bühnenhandel allzu innig verknüpft als daß sie dem Bühnenhandel an der Bühne wirklich helfen wollen. Sobald der erste Schuß fiel, würde ihre Entrüstung einem aufrichtigen Schreck weichen, und dann würde bald das Stadium der staatsmännischen Erwägungen eintreten, in dem den Nebellen mit schönen Worten eine edle Wägung angetragen wird. Die Entrüstung dieser Presse will eben das Abhängigkeitsverhältnis des Schauspielers nicht aufheben, sondern vielmehr sichern. Durch schroffe Leberzüge zieht sie den bisherigen Zustand bedroht, und eben um die Gefahr, die diesem Zustande droht, entristet sie sich. Aber auch von den Schauspielern selbst ist, wenn alles zunächst, nicht viel zu erwarten. Wir sagen das nicht, weil wir ihren Stand nicht zu schätzen wissen, ganz im Gegenteil: es gibt keinen, der uns lieber wäre. Wir wissen aber die unheilvolle Situation zu schätzen, in der er sich befindet. Einmal muß bei der Organisation mit Künstlern geredet werden, die immer bis zu einem gewissen Grade Eingänger sind und von allerlei großen und kleinen Weibschäften erregt werden. Dann aber ist die Kunst des Schauspielers in Hinblick auf ihre Existenzbedingungen die abhängige, die es überhaupt gibt. Ein Schauspieler ist nicht, ist tot, ist ausgelöst, wenn er kein Ensemble hat, in dem er auftreten kann. Ein gutes Engagement bedeutet für ihn nicht nur eine materielle Verbesserung, es bedeutet eine Steigerung des Lebens genusses, des Ansehens und des materiellen. Die Agenten können sich nicht nur mit seiner Habgucht, sondern überhaupt mit allen Kräften seiner Seele verbinden, um ihn zu sich herüberzuziehen. Eine Organisation mit selbstredend eigenen Agenturen vorausgesetzt, könnte ein Darsteller allerdings in den tragischen Konflikt hineingetrieben werden, entweder seinem Stand treu zu bleiben oder den ganzen Inhalt seines Lebens zu vernichten. Wie er in dem Falle handeln würde, ist leicht ersichtlich. Selbstmord begibt man nicht leicht.

Diese innere Abhängigkeit des Schauspielers ist eine furchtbare Waffe in den Händen derer, die ihn auch in äußerlicher Abhängigkeit erhalten wollen. Um dieses zu vermeiden werden, daß die Agenten bereits eine ungeheure Macht in ihren Händen vereint haben und sie mit der ganzen Reichhaltigkeit aller Geschäfte zu brauchen wissen werden. Wie viel Schwierigkeiten aber auch überwinden werden müssen: möglich ist es, daß die Schauspieler ihre Sache selbst in die Hand nehmen, um so mehr als ihnen schließlich die besseren Elemente unter den Direktoren entgegenkommen müssen. Die Dinge liegen nämlich so, daß der Agent zwar zunächst den Schauspieler zwingt, was ihn aber gar nicht hindert, den Direktor gelegentlich zu zucken. Beispielsweise hat er ein Interesse daran, die Gagen seiner Schützlinge ungenügend zu setzen. Damit auch seine Procente ungenügend wachsen. Den solchen Direktoren würde ein feststehendes Engagement doch nicht so unheimlich sein, was sie doch zunächst noch anzunehmen scheinen. Bei der Mehrzahl freilich wird es noch ein Weichen dauern, ehe ihnen diese Erkenntnis aufgeht. Das beweist eindeutig und schlagend das neue Hausgesetz.

Einen unabweislichen Vorzug hat es freilich, den nämlich, seine ungewöhnliche Schönheit gleich im zweiten Paragraphen hienüßen zu setzen. Die Bühnenmitglieder — heißt es hier — haben dem Bühnenleiter diejenige Vollgarnung und Ehrerbietung zu bezeugen, welche eine vorgelegte Behörde von ihren Untergebenen zu fordern berechtigt ist. Also: nachdem der Schauspieler einen Kontrakt unterzeichnet hat, der im allgemeinen Rechte um Pflichten so teilt, daß er die Pflichten und der Direktor die Rechte erheben, so haben sich ein Hausgesetz von 169 drakonischen Paragraphen unterworfen hat, will er überdies noch als edelste Blüte seines Menschentums, Vollgarnung und Ehrerbietung empfangen. Es genügt nicht, daß er in völliger Gleichberechtigung seine sachlichen Verpflichtungen erfüllt: er muß auch persönlich in der rechten Demut verharren. Aus jedem beliebigen Theaterdirektor wird nach § 2 „eine vorgelegte Behörde“, die über „Untergebene“ gebietet. Hoffentlich erleben wir es noch, daß diese Behörden das Recht erlangen, vom Publikum eine Steuer einzunehmen. Mindestens aber müßte auch hier die „Vollgarnung und Ehrerbietung“ paraphrasenmäßig festgelegt werden. Der Gedanke, daß gewöhnliche Kritiker, so illustre „Behörden“ einzuführen könnten, ist unvertretbar.

An Schindl lassen unsere „Behörden“ übrigens nichts zu wünschen übrig. Wer zur Probe fünf Minuten zu spät kommt, wird 5 Mark, kommt er eine Viertelstunde zu spät, wird die Strafe erhöht, verläßt er gar eine Stunde, so kann er mit einer Monatsgasse bestraft werden. Erst wenn man weiß, daß Proben sehr häufig umgelegt werden, so daß ein Irrtum sehr wohl möglich ist, tritt der Machtvoller diese Paragraphen in die richtige Bedeutung. Geht aber, es sei dem Schauspieler gelungen, unbelstraft auf die Probe zu kommen, dann beginnt eigentlich erst seine Weibschafft. Während der Probe wird der Probe) nicht schon im Charakter seiner Rolle zu sein vermag, wird bestraft. Wer es kann und darum fortgeht, wenn seine Rolle aus ist, wird auch bestraft. Wer zu einer Szene gerufen werden muß, wird bestraft. Wer zu früh am Platze ist und darum verächtlich während des Spiels auf die offene Szene gerät, verfällt demselben Los. Wer in den Zuschauerraum geht, um sich einer Kollegen einmal „von unten“ anzusehen, wird bestraft; wer hinter den Kulissen bleibt und sich da „ungehörig“ benimmt, gerät ins Unglück. Wer aufbrauender Natur ist und dadurch sich zu lauten Sprechern hinreißt, wird bestraft. Wer aber sarkastisch ist und dadurch zu leise probiert, verfällt auf diese Weise dem rügen-

den Verhältnis. Wer in seiner Rolle einen Popierfah in einen Sprechfah umändert, muß zahlen. Wer nicht gleich bei der ersten Probe seiner Rolle „vollkommen (!) mächtig“ ist, muß das auch. Kurz: so ziemlich alle Lebensäußerungen eines normalen Menschen — jedoch keine aktiven, als seine haben — sind unter Strafe gestellt. Nur die Ausübung ist freier und gerechtfertigt. Sie herrscht eine wahrhaft ausschweifende Freiheit. Ist der Schauspieler aus den Proben den verchiedenen menschenfreundlichen Paragraphen glücklich entronnen, kann er zwar ins bürgerliche Leben zurückgehen, aber nicht ohne von einigen Bestimmungen — wie von Kriminalpolizisten — flankiert zu werden. Zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung muß er seinen Halbesitzort so wählen, daß er vom Theater aus in einer halben Stunde zu erreichen ist, ganz gleichgültig, ob er in der Vorstellung beschäftigt ist oder nicht. Zwei Stunden kann er also nur über das Mittelstück des Tages, das dem Mittagessen und der Mittagsruhe dient. Müßig der Nacht der Vorhänge zum Letztend, ist er, sollte man meinen, endlich frei. Doch keineswegs! Nach § 5 des Hausgesetzes kann der Bühnenleiter auch nach Theaterstunde die Mitglieder zu Versammlungen zusammenrufen. Erst wenn eine solche Versammlung beendet ist, kann der Schauspieler sich schlafen legen, vorausgesetzt, daß er den Rest der Nacht nicht zum Fernen braucht.

Unter Raum ist leider nicht ausreichend, um auch nur einen nennenswerten Teil der vielen Strafbestimmungen aufzuzählen. Was wir geben, ist nur ein kleiner Blütenstrauch, dem wir noch zwei besonders schöne Blüten hinzufügen wollen. Was wir wissen die Direktoren sehr gut, daß in einem von 169 Paragraphen festgesetztes Ensemble jeder Mitbestimmung entziehen hat man die Künstler geistlich, muß man auch ihren Groll festhalten, sonst könnte es um Aergernis geben. Darum kann mit einer halben Monatsgasse gequält werden, wer in Bezug auf die Dienstführung der einzelnen Beamten „Verdächtigungen“ oder „beleidigende Äußerungen“ laut werden läßt. Wer aber gar unter den übrigen Mitgliedern „Unzufriedenheit“ herabruft oder die schon vorhandene „nährt“ kann um eine ganze Monatsgasse kommen. Damit ist der gefesselte Schauspieler nur auch stumm gemacht, und die künstlerische Arbeit kann mit der Freundschaft aufgenommen werden, der sie sich Gehören so notwendig ist. Natürlich ist es auch das noch hinzuzufügen, daß kein „Berger“ unbeobachtet bleibt. Sämtliche Vorhänge und Auftrittsbeamtete sind verpflichtet, jede Uebertretung „ungehört“ zu denunzieren. Damit ist die letzte Thür geschlossen, durch die vielleicht etwas Menschlichkeit hineingelangen könnte, und die Despotie ist festgelegt.

Vom Geist der Despotie ist jeder einzelne Paragraph besetzt. Wird ein Schauspieler krank, darf er nach § 91 „weder bei Vorstellungen im Theater noch an öffentlichen Orten oder in Gesellschaften erscheinen“. Wird also ein Schauspieler etwa durch einen verrenteten Arm an Spielen verhindert, macht ihn der Direktor einfach zum Gesunden. Späterer Tage in der freien Natur und ihm nur gestattet, wenn der Arzt am 1. Wiederherstellung seiner Gesundheit 24 Ausgaben erlaubt, was bei einer verrenteten Arm beispielsweise gar nicht einmal der Fall zu sein braucht. Viel interessanter ist nach der § 20. Neben sich ein Mitglied gesund und erklärt sich bereit, seine Pflichten zu erfüllen, braucht ihn der Direktor nur einzustellen, wenn der Theaterarzt seine Dienstfähigkeit bescheinigt. Der vom Direktor abhängige Theaterarzt aber muß es thun. Alle anderen ärztlichen Atteste sind unglücklich. Hat also ein Mitglied noch nach einem gewissen Zeitraum eintrifft, wenn ein Arzt auf Lage beruht, kann ihn der Direktor hungern lassen, so lange es dem Theaterarzt beliebt. Auf diese Weise können also unbenutzte und überflüssige Mitglieder die in unvorstellbare Höhe zu werden, in aller Stille auf die Strafe gesetzt werden, ganz gleichgültig, ob ihnen ihre Gesundheit auch vor einem ärztlichen Attestatenschein bescheinigt werden könnte. Die mitgeteilten Proben mögen genügen. Wie können noch einmal: es sind nur Proben. Es gibt in der „Hausgesetz“ noch sehr viele gleichwertige Dinge, die wie nicht hätte erwähnt werden können. Aber schon das Ermühte läßt mir „hindernde“ deutlich erkennen, was notwendig ist, daß die Schauspieler die Organisation ihres Standes fördern, kräftigen und ausbauen.

Der starke Protest der Schauspielerwelt hat übrigens bereits bewirkt, daß der Bühnenvereins-Vorstand eine Revision der Bestimmungen dieser famosen „Hausordnung“ beschloffen hat.

Tagesgeschichte.

Halle a. S., 20. November 1899.

Immer weniger günstig gestalten sich die Reichsfinanzen. Im Monat Oktober sind die Einnahmen aus Zöllen und Verbrauchssteuern gegen den Oktober des Vorjahres um 3 1/2 Millionen Mark zurückgegangen. Während im Vorjahr die Einnahmen aus Zöllen und Verbrauchssteuern in den ersten sieben Monaten des Jahres, also von 1. April bis zum 1. November, die Einnahmen in der betreffenden Zeit des Vorjahres um 35 887 347 M. überlegen, beträgt im Jahre 1899 für dieselbe Zeit das Plus gegen das Vorjahr die minuscule Summe von 43 363 M. Die Finanzlage erweist sich also im Jahre 1899 gegen das Vorjahr um 3 1/2 Millionen Mark weniger günstig. Das neue Flugblatt des Fürsten Vied und des Herrn Schweinburg, welches der Flottenverein als Zeitungsbefolge verbreitet, rechnet mit einer fortgesetzten Erigerung der Reichseinnahme aus Zöllen und Verbrauchssteuern „um jährlich 30 Millionen Mark“.

Flottenpropaganda in Varietés. Aus Kiel wird dem Vormars geschrieben: Jetzt soll auch das Publikum der Spezialitätenbühnen zur Flottenvermehrung begeistert werden. Man will den Kinematographen in den Dienst der Flottenpropaganda stellen. Die hierzu nötigen Aufnahmen werden am 27., 28. und 29. November mit Zustimmung der Marineverwaltung von dem Berliner Photographen Weller zunächst an Torpedoboot und einem Küstenpanzer gemacht. Die Aufnahmen erfolgen in der besten Nacht und in den Photographen der Werkbühnen der kaiserlichen Werft „Neolus“ zur Verfügung gestellt. Reuig sind wir nur, wer die entstehenden Kosten trägt. (Sind die Marineverwaltung?)

Der eine Patriot der That, der in der Kleidung eines Mannes aus der Volkstheater zu einer freiwilligen Flottensteuer aufgerufen hat, hat bisher in seiner großzügigen

Einsamkeit keine Gesellschaft gefunden. Die Nordd. Allg. Ztg. veröffentlicht nicht die kleinste Mitteilung über bisher eingekaufene Beweise harter Flottenbegünstigung. Dafür müssen die Abgetriebenen Flotten-Männer um so eifriger die papierenen Wägen durch dem wasserprägen Ufer ziehen. Das kostet wenig und bringt viel ein.

Die Zucht-Hausgesetz! In einer Stockfabrik in der Alexanderstraße zu Berlin war ein Streit ausgebrochen. Es waren Streifen ausgespielt worden. Zu diesen gehörte ein Dreißiger Grauel, welcher vor der Fabrik auf und abging, um zu kontrollieren, wer von den Arbeitern der Fabrik die Arbeit nicht eingestellt habe. Als ein Schuttmann der Arbeiter Grauel aufzuforderte, sich zu entfernen, begab er sich nach der anderen Seite der genannten Straße, um dort auf- und abzugehen und seine Aufgabe als Streifenposten zu erfüllen. Der Schuttmann forderte indessen den Angeklagten auf, sich auch hier zu entfernen, da er überhaupt nichts in der Straße zu thun habe. Als Grauel dieselbe Aufforderung nicht nachkam, wurde er festgenommen und zur Anklage gebracht. Das Strafgericht hatte den Angeklagten auf Grund einer Polizeiverordnung verurteilt, monach sich derartige strafbar macht, welcher einer „im Verkehrsinteresse“ ergangenen Anordnung eines Polizeibeamten nicht Folge leistet. Die gegen diese Entscheidung eingelegte Berufung wurde verworfen; die in Betracht kommende Bestimmung ist gültig. Die Polizei könne im Interesse der öffentlichen Sicherheit den Streifenden den Aufenthalt in der Gegend untersagen, in welcher der Streif ausgebrochen sei, da infolge von Reibereien es leicht zu Gewaltthatigkeiten kommen könne. In seiner Revision befreit der Angeklagte die Gültigkeit der fraglichen Verordnung, da sonst streifende Arbeiter sogar aus einer Stadt ausgespielt werden könnten. Das Kammergericht wies jedoch die Revision ab, umgründend an: Es erwiderte die Verordnung für gültig und stellte fest, daß der Angeklagte auf Verurteilung des Schuttmanns jene Gegend habe verlassen müssen.

Da hätten wir also das Verbot des Streifenpostens! Ein weiterer Beweis, wie notwendig es ist, daß unser Antrag zum Schutze des Wahlrechts bald Gesetzkraft erlangt.

Was die neuereidenschaftliche Revisionsgewehrfrage für die Wissenschaft übrig hat, zeigt ein Bild in den letzten Reichshausausgabe. Es wurden im Rechnungsjahr 1899 bei einer Gesamtausgabe von 1 551 709 400 M. für die

Revisionsverwaltung 642 140 600 M.

Verwaltung der Marine 144 531 500 M.

d. h. 57 Prozent der Gesamtausgabe verwendet. Es betragen dagegen die Ausgaben für wissenschaftliche Zwecke — sowohl dauernde als einmalige — für das Rechnungsjahr 1899 etwa 1/2 Millionen Mark, d. h. 0,13 Prozent, nicht mehr als 1/2 Prozent der Gesamtausgaben.

In dem Maße, wo die Schnellvermehrungen, das Gewehr mit feinem Kaliber und das Hintersicht die Hauptgasse der Finanzförderer sind, müssen die Kulturaufgaben, die Wissenschaft und Kunst stellen, hinfällig behandelt werden.

Nach der neuen Fraktionsliste, die im Reichstagsausgang in allen die Deutschkonservativen 52 Mitglieder, die Reichspartei 22, die Deutschsozialen Reformpartei 10, das Zentrum 106, die Polen 14, die Nationalliberalen 47, die Freisinnige Vereinigung 13, die Deutschfreisinnige Volkspartei 28, die Deutsche Volkspartei 7, die Sozialdemokraten 57 Mitglieder, keiner Fraktion gehören 39 an. Erledigt sind zwei Mandate, nämlich 1. Magdeburger (Salbe-Affären-Verfahren), nachdem dem Abgeordneten Schmidt (Soz.) am 29. September d. J. das Mandat aberkannt worden war und 3. Pfalz (Gander nat.-lib.).

Vom größeren Deutschland. Von dem Gesundheitszustand der Truppen in Kiautschow entwirft der Ost-Flond ein ziemlich ungenügendes Bild; er schreibt: Das neue Jagarett in Singtau ist jetzt fertig, das alte wird allmählich geräumt. Jeder sind in den letzten Tagen sechs Soldaten an Darmkrankungen gestorben. Auch ist Typhus-Epidemie leider noch immer nicht am Erlöschen. Im Gegenteil hören wir immer wieder von neuen Erkrankungen, die sorgfältige Pflege und ärztliche Behandlung gefordert verlaufen, doch auch wieder recht bedenklicher Natur sind. In der letzten Zeit sind wieder mehrere Soldaten dahingerafft. Die Jagarett sind zur Zeit überflüssig und die Jagarett mit Arbeit überlastet. Eine gewisse pessimistische Stimmung herrscht in der Kolonie infolge dieser anhaltenden Störungen. Man hofft und sieht sich danach, daß die eintretende kalte Jahreszeit das Uebel, wenn auch nicht pflöchlich hinwegheben, doch sehr mildern wird. Vielleicht trägt auch die fürchterliche Dürre viel zu diesem ungenügenden Zustand bei.

Haarsträubende Schlußauswertungsstücke, wie sie leider in Döbeln nicht selten sind, schildert eine Aufschrift an der sächsisch. Hart. Ztg. aus dem Dorfe Wettstein im Kreise Rabiau. Die Einzelheiten zu schildern, möge man uns erlassen. Man kennt genaugen die Weibschafft der „Brüßlichen“ Schulpaläste und verwandter Erscheinungen. Es verliert sich vor selbst, daß hier nur Wandel eintreten kann, wenn wir eine Willkür ausgehen für — die deutsche Fleiße!

Wegen Kaiserbeleidigung hatte sich vor der Reichskammer der Angeklagte in Köttingen dieser Tage der 25jährige Pfleger Böhm an zu verantworten. Böhmant hatte das Kaiserbild mitgeteilt und nach seiner Entlassung mit anderen Rekruten geschickt. Der ihm sendlich gestimmte Rechenmacher Jakob Hentscher brachte nun in einer Wirtshaus die Rede auf das Aussehen des Kaisers. Mit Bezug auf ein herumgereichtes Bild des Kaisers machte der Angeklagte die intimierten Auslegungen. In der Verhandlung wurde festgestellt, daß der Demuziant dem Angeklagten Rede geschworen habe, weil dieser in einem Zivilprozeß gegen ihn ausgelagt hatte, auch wurde durch einen Gegenseitigen erwiesen, daß der letzte Teil seiner Aussage unrichtig sei, demnach wurde der Angeklagte wegen seines in der Traumbild gemachten Vergleiches zu zwei Monaten und fünfzehn Tagen Gefängnis verurteilt.

Soziales.

— Eine Protestversammlung von Mitgliedern der Neuen Maschinenbaurerkrankenkasse in Berlin hat dieser Tage im Beenzpalsitz stattgefunden. Sie war so stark besucht

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage
zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1899

Donnerstag, 30. November.

Nr. 48

Die Tasse Thee der Königin.

Eine kleine Hofgeschichte von C. M.

Das war ein recht böser „Guter Morgen!“, den am 24. März 1809 die schwedischen Generale Klingspor, Adlercreuz und Silfversparre ihrem Herrn und König Gustav IV. Adolf wünschten; er hieß Gefangennahme, hieß Entthronung, und hieß schließlich auch noch: Ausschluß der Familie der Wasa von der Thronfolge auf ewige Zeiten. Und das war, was den König betrifft, nicht unverdient. Denn Gustav IV. Adolf hatte so recht jene Nase, von der Börne behauptet, daß kein Volk sie sich an seinem König gefallen zu lassen braucht, indem sie die leidige Gewohnheit hatte, sich recht eigensinnig oft in Dinge zu stecken, die sie nichts angingen, und dadurch ihren Besitz mit aller Welt in Konflikt zu bringen, mit Rußland, Dänemark, Preußen, England und Frankreich, endlich mit Adel und Klerus, Bürger und Bauer im eigenen Reiche. Und so geschah es denn, daß jene Generale ihm jenen „Guten Morgen!“ wünschten, und Gustav IV. Adolf im Mai kam seinen Erben vom Reichstag des Thrones verlustig erklärt wurde. An seiner Statt wurde sein Oheim, der im Lande populäre Herzog Karl von Südermannland, der schon früher einmal als Reichsverweser während der Minderjährigkeit Gustavs IV. Adolf die königliche Bouillon getrunken, zu welcher das Volk sein Mark und seine Knochen geliefert, zum König gewählt, weil die guten Schweden eben vermeinten, daß sie's ohne König nicht fertig brächten, sich zu ruinieren. Gleichzeitig aber bestimmten sie ihm, der kinderlos und auch schon in einem Alter stand, das keinen Kronprinzen mehr erwarten ließ, einen Thronerben in der Person des französischen Marschalls Jean Baptist Bernadotte, welcher, der Sohn eines Rechtslehrers zu Pau im Departement der Bearn, seine Laufbahn in der französischen Armee als Korporal begonnen hatte, damit sie der Mühe überhoben wären, sich nach dem Tode Karls XIII. vielleicht um einen Thronfolger die werten Schädel zerbrehen zu müssen.

Dieser Umstand, die Wahl eines Kronprinzen, bestimmte Gustav IV. Adolf, Schweden den Rücken zu kehren und als Graf Gottorp auf die Allianzsuche zu gehen, um schließlich, überall abgewiesen, als Oberst Gustavson sich in der Schweiz niederzulassen und Proteste und Memoiren zu schreiben.

Sobald aber der abgesetzte König das Land verlassen, kam der vermutliche Thronerbe nach Stockholm, wahrheitsgemäß um sich in der Nähe das Geschäft zu betrachten, das er früher oder später einmal selbständig übernehmen sollte.

Man feierte ihn in der herkömmlichen Art, verpuffte teures Pulver, das man nicht erfinden, firente Blumen, hängte frisch und sauber ausgefloppte Teppiche zu den Häusern heraus, steckte Fahnen auf und errichtete Triumphpfosten, schrie „Hoch!“ und „Wivat!“, steckte dann in den Fenstern ein Licht auf — den Köpfen ein Licht aufzustecken, hielt man damals auch in Schweden für eine überflüssige Sache — und prügelte sich zu Ehren des Kronprinzen im Rinnsal, kurz, es ging so zu, daß die Stockholmer Ztg. berichten durfte: „Alle Herzen flogen ihm entgegen!“ So viel war wenigstens sicher, daß die stolzen Reichstände sich in gegenwärtiger Unterwürfigkeit und Schwelgerei überboten, und daß die ganze königliche Familie die Freundlichkeit selbst war. Ausgenommen jedoch die Gattin des entthronten Königs, Dorothea, welche es vorzog, in Stockholm resigniert-schmerzvoll die Schicksalsgebeugte zu spielen, statt mit dem verbannten Gatten in der fremden, kalten, teilnahmslosen Welt herumzubummeln, Proteste und Memoiren zu schreiben und zu — darben, zu darben, weil Gustav IV. Adolf ehrlich genug war, sich kein Vermögen zu erstehlen und die Pension auszuschlagen, die ihm Schweden ausgeworfen. Die Königin aber weigerte sich harinrückig, den Thronerben zu empfangen.

Endlich aber wollte der König, der sie übrigens wie eine Tochter liebte und wie eine Königin ehrte, nicht länger dulden,

daß „Königin Dorothea“ so zurückgezogen lebte, darum mußte sie seinem Drängen nachgeben und einwilligen, daß er ihr den Prinzen Bernadotte vorstelle. Sie erbat sich jedoch, kein glänzend-geräuschvolles Fest, das schlecht zu ihrer Seelenverfassung stimmen würde, veranstalten, sondern ihren Gästen neben der eigenen Unterhaltung höchstens noch Karten und Thee bieten zu dürfen.

So einfach und wenig versprechend dieser Abend auch sein mochte, waren doch der ganze Hof und die Notabilitäten eingeladen.

Königin Dorothea machte die Wirtin in der lebenswürdigst-leutfeiligsten Weise; drückte diesem die Hand, lächelte jenem zu und hatte für alle freundlich-erheitende Worte. Selbst für Bernadotte, der ihr doch gewissermaßen erst das Siegel auf dem Ausschließungsdekret der Wasa vorstellen mußte. Sie war so nicht mehr die stolz-trauernde Königin, nur die einfache, lebenswürdige Hausfrau, die sich an der Freude ihrer Gäste erfreut. Was Wunder, daß sich bei einem solchen Gehaben der Königin die Gesellschaft bald reichhaltiger Unterhaltung hingab, sich in Gruppen auflöste, wie sie Zufall oder Neigung eben zusammenwürfelten, spielte, lachte, scherzte, intriguierte, meditierte oder politisierte, je nach Laune und Geschmack. Bernadotte wich nicht von der Seite der Hausfrau. Sie wußte ihn mit seltener Lebenswürdigkeit des Geistes und der Lebensart zu fesseln. Er war bereit, auf sie zu schwören, als sie dann die Gesandten Rußlands und Englands heranzwinkte, um sie zu einem Kobber einzuladen, zu dessen Partner sie sich bereits den Prinzen Bernadotte ausgebenen.

Die Partie war beendet.

Es wurde der köstliche Thee serviert, der schon lange so heimlich-lockend in den prachtvollen Samowars brodelte.

Vor die Königin wurde ein silbernes Präseetierbrett mit zwei Tassen gestellt, deren eine für den Prinzen, deren zweite für sie bestimmt war.

Die Königin machte den Thee zurecht, indem sie Zucker und Milch hinzuthat, und reichte lächelnd Bernadotte eine Tasse.

Er verneigte sich. Und schon streckte er die Hand aus, um die Tasse in Empfang zu nehmen, als er plötzlich fühlte, daß jemand ihm fest die Hand auf die Schulter legte. Mit dem Scharffinn, der ihm eigen war und ihn zum siegreichen Marschall gemacht, begriff er, daß dieser freundschaftliche Druck für ihn von wichtiger Bedeutung, ein Warner vor fremder, ungeahnter Gefahr sei. Und die Gefahr konnte nur von der anscheinend so lebenswürdigen Hausfrau, von der Königin her ihm drohen. Er blieb kalt, ruhig, überlegen; ohne den Kopf umzuwenden, ohne das Lächeln aus dem Gesicht zu bannen, erhob er sich anmutig und rief mit der ganzen Ritterlichkeit des Franzosen:

„O, ich kann wahrlich nicht dulden, daß Eure Majestät die Mühe, mich zu bedienen, übernehmen!“ Damit drehte er das Brett so geschickt herum, indem er es der Königin zuschob, daß die Tasse, welche sie für ihn zu bereiten sich herabgelassen hatte, vor sie zu stehen kam, setzte sich nieder und nahm die Tasse, welche Dorothea für sich selbst bereitet hatte.

Die Gesichtszüge der Königin verzerrten sich, aber sie glätteten sich bald wieder, um eine marmorn-majestätische, herz-erkälteste Ruhe und Strenge plaggreifen zu lassen; dann wechselte sie wieder die Farbe und warf einen verzweifeltsten Blick umher, einen Blick, entsetzlich ratlos, furchtbar hilflos. Doch war erstaunlich, welche Gewalt das Weib über sich besaß — kaum daß einer, ausgenommen vielleicht Bernadotte, diese Anstrengung der Verzweiflung gewahr geworden, hatte Dorothea ihr prächtig scharfgeschnittenes, geistreiches Gesicht wieder in so wohlgefällige Falten gelegt, den Mund wieder, der so frampfend gezuckt, zu schönen, glatten Phrasen gezwungen, sah sie lächelnd in der Gesellschaft umher, nickte sie wohlwollend wieder dem galanten Prinzen zu und trank dann den Inhalt ihrer Tasse schnell, bis auf den letzten Tropfen aus.

Am andern Tage brachte die Stockholmer Zeitung eine schwarzgeränderte Notiz:

„Königin Dorothea ist plötzlich in dieser Nacht gestorben. Man schreibt ihren frühen Tod einem Schlaganfall zu.“

Stockholm fand des Staunens kein Ende und konnte es kaum begreifen, daß der Tod sein Opfer gewissermaßen vom Feste weg sich geholt. Bernadotte wußte es besser. Er sagte zu seinem Adjutanten:

„Es war lang gefährlich, mit großen Herren Kirzchen zu essen; von jetzt ab wird man sich auch hüten, Thee mit ihnen zu trinken!“

Als er als König Karl XIV. Johann den Thron von Schweden bestieg, brachte er auch das damals bei dem Cerle der Königin in Gebrauch gestandene Theeservice aus deren Nachlaß an sich, um sich stets und immer erinnern zu können — an „die Tasse Thee der Königin“.

Eine Sprech- und Diktier-Maschine.

Als eine Sprech- und Diktier-Maschine darf die neueste dem Edison'schen Phonographen gestehene Form bezeichnet werden. Jetzt erst erscheint dieser bisher nur zu allerhand Scherzen benutzte Apparat, der das auf seiner Walze fixierte in allen Fällen höchst verzerrt wiedergab, wahrhaft praktisch in verschiedenen Richtungen, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird er sich in der Welt der Bureaus und Kontors schneller einführen, als z. B. die Schreibmaschine, und gleich letzterer dort ein unerlässliches Inventarstück werden.

Das „Graphophon“, wie sich der neue Apparat mit dem unerklärlichen griechischen Namen nennt, also wörtlich übertragen „Schreibtröner“, unterscheidet sich von dem älteren Edison'schen Phonographen nicht so viel, wie die genaue Umkehr des Namens vermuten läßt. Im wesentlichen ist der neue Apparat erheblich kleiner und mit Einrichtungen versehen, um ihn auf dem Fleck anzuhalten, bezw. Uhrwerk oder Elektromotor auszuschalten, um seine Geschwindigkeit schnell in weiten Grenzen zu erweitern oder zu verringern und um die Aufnahme-Walze mit dem geringsten Zeitverlust einzulegen oder zu entfernen. Diese Walze ist der wichtigste und entscheidende Zug des neuen Apparats, sie hat ihn auch patentierungsfähig gemacht; denn sie besteht aus einer besonderen Masse, welche gerade die richtige Elastizität besitzt, d. h. weder zu hart noch zu weich ist, um die von dem vibrierenden Stift am Sprechtrichter ausgeführten Schwingungen bezw. Stöße gegen die Walze getreu aufzunehmen und festzuhalten. Edison benutzte als Ueberzug seiner Walze anfänglich Binnfolien, später lam Wachs in Anwendung. Beides hat sich nicht bewährt. Die Binnfolie hielt die von dem Stift gemachten Vertiefungen ungenügend fest, namentlich die flacheren unter ihnen, wodurch bei der Reproduktion manche Töne unklar wurden, ja häufig schon bei der ersten Reproduktion versagten oder undeutlich waren. Das Wachs gab beim ersten Abhören Klangfarbe und Stimme viel besser wieder, aber seiner Weichheit entsprechend nutzte es sich schnell ab und war für Wiederholungen unbenutzbar. Eine gute Eigenschaft besaß das Wachs. Die vollgeschriebene Walze durfte nur über einer hin- und her geführten Spirituslampe schnell in Drehung versetzt werden, um wiederholte Benutzung zu erlauben.

Die neue Masse des „Graphophon“ sieht dunkelbraun aus und hat die Konsistenz etwa wie rechte harte Seife. Ihre Herstellung ist das Geheimnis des Erfinders. Sie wird zu zylindrischen Hohlwalzen von etwa 12–15 Zentimeter Länge und $\frac{1}{4}$ Zentimeter Wandstärke geformt und in dieser Gestalt auf den Stahlzylinder des Apparats, auf den sie genau paßt, aufgeschoben. Eine solche Walze, „Graphophonzylinder“, kostet 1.50 Mk. Sie fahrt 1200 Silben und kann bis 150 mal zur Aufnahme neuer Tonschrift benutzt werden. Um die vollgeschriebene Walze für den nächsten Gebrauch herzurichten, wird sie „abgerast“, wie der Erfinder sagt, abgedreht wie wir sagen würden. In Wirklichkeit dringt der „Saphirfist“ der Membran nur sehr flach in die Walze ein, so daß Abrastieren fast der zutreffendere Ausdruck ist. Diese Arbeit besorgt ein kleiner Apparat (Support) der mit dem Hauptapparat geliefert wird. Die abgerastete dünne Schicht der Masse fällt dabei in feinen, weißen Drehspänen ab.

Die praktische Benutzung des „Graphophon“ ist nun vom Erfinder wie folgt gedacht, und nicht bloß gedacht, sondern in Amerika in zahlreichen Fällen schon bestens erprobt und als äußerst vorteilhaft befunden: Der jetzt bestmögliche zur Beschleunigung seiner Korrespondenz auf das Diktieren an einen Stenographen angewiesene, mit Arbeit überladene Chef eines Bureaus oder Kontors spricht sein Diktat in beliebigem Tempo in das angemessen schnell bewegte „Graphophon“ hinein, ohne jede besondere Anstrengung, selbst halbblaute Sprache genügt — und darf sicher sein, daß die Walze jeden Ton, einschließlich leisen Räusperns, festhält. Der Hohlzylinder wird dann herausgenommen, vorausgesetzt, daß der Bequemlichkeit halber noch

ein zweiter Apparat vorhanden ist, und in diesen eingelegt. Die mit dem Abschreiben beauftragte Person setzt sich alsdann neben den Apparat, nimmt das Hörrohr ans Ohr, befestigt es dort in derselben Weise, wie unsere Telephon Damen dies gewohnt sind, und hat nun beide Hände zum Schreiben frei. Wird der Apparat mit geringerer Geschwindigkeit als vorher bei der Aufnahme in Bewegung gesetzt, so diktiert er der schreibenden Person ins Ohr. Arbeitet er noch zu schnell, kann mit einem Druck das Tempo verringert werden. Ebenso leicht ist die Vergleichung des Geschriebenen mit dem Diktat durch Zurückdrehen der Walze unter zeitweiliger Entfernung des Saphirfistes, beides ist auch durch einen einzigen Druck ausführbar.

Es scheint ganz unzweifelhaft, daß diese Methode der Arbeitserleichterung für die Vorstände großer Verwaltungen und Geschäfte bei weitem jeder anderen bisher befolgten vorzuziehen und daß viel größere Bürgschaft für die Richtigkeit der Niederschrift gegeben ist, als wenn ein Stenogramm erst in Kurrentschrift umgesetzt werden muß.

Die Einführung des „Graphophon“ hat eine amerikanische Gesellschaft in die Hand genommen, der alle damit in Amerika gemachten Erfahrungen so geläufig sind, daß der Apparat eines tadellosen Funktionierens von Anfang an sicher ist. Ein Kontor-Apparat kostet etwa 250 Mark.

Von einer zweiten praktischen Verwendung des Phonographen in seiner verbesserten Form verlaute aus Kopenhagen. Dort soll ein dänischer Ingenieur das schon lange als ausführbar bekannte, aber noch nicht in geschickter Form gelöste Problem, Phonograph und Telephon zu vereintigen, glücklich gelöst haben, so daß die patentierte neue Anordnung als wahrhaft praktisch gelten kann. Das Wesen des Telephon besteht bekanntlich darin, daß die beim Hineinsprechen in der Membran erzeugten Schall-Schwingungen nach ihrer Umsetzung in magnetische elektrische und wiederum in magnetische Schwingungen ganz in derselben Art in der Membran des Hörrohrs reproduziert werden, folglich auch dieselben Töne erzeugen. Diese Schwingungen der Membran des Hörrohrs aber können genau wie beim Phonographen durch einen federnden Stift auf eine Walze übertragen und hier festgehalten werden. Die neue Erfindung löst die Aufgabe in ansehnlich vollkommener und einfacher Form. Wer sich des neuen Apparates zur Verbesserung seines Telephons bedient, hat künftig, wenn er ausgeht, nur den Apparat einzustellen und darf sicher sein, daß er heimkehrend aufgeschriebenes findet, was inzwischen in sein Telephon hineingesprochen worden ist. Um es abzuhören, hat er die Walze auf den Anfangspunkt zurückzudrehen und dann aufs neue laufen zu lassen, während er das Hörrohr ans Ohr legt. Natürlich wird man seiner oben auseinandergesetzten Vorzüge halber sich auch in diesem Falle wohl ausschließlich des Graphophons bedienen.

Eine Eigentümlichkeit hat das letztere, die der Erwähnung wert ist. Die Stärke des Tones, mit dem in dem Aufgabepapparat hineingesprochen ist, tönt im Abnahme-Apparat dem Schreibenden ganz unverändert ins Ohr, aber nicht ebenso die Höhe oder Tiefe des Tones. Hierfür gilt als Regel, daß dieselbe Tonhöhe nur wieder herauskommt, wenn der Walze die gleiche Geschwindigkeit gegeben wird, wie bei der Aufnahme. Da letzteres nicht möglich ist, wenn nach dem Diktat der Walze geschrieben werden soll, so ist der Ton ungleich tiefer, der langsameren Bewegung und der damit zusammenhängenden Verlangsamung der Schallwellen entsprechend. So kann es kommen, daß im Diktat Hineingesprochenes von der schreibenden Person im Akt vernommen wird oder eine mittlere Männerstimme dann im tiefsten Bass aus dem Apparat herauspricht, aber die Klangfarbe bleibt dabei so vollständig erhalten, daß man bekannte Stimmen trotz Veränderung ihrer Höhe sofort wieder erkennt. Diese Eigentümlichkeit des Apparates kann im weiteren zu manchen nützlichen Verwendungen desselben führen und Aufschlüsse über die Natur der verschiedenen Schallwellen liefern, wovon wir jetzt noch sehr wenig wissen.

A. F. in der Brkf. Btg.

Natürliche Erholung und Kräftigung unserer Augen.

Eigentlich mühten unsere Augen aus den fortwährenden Ermüdungen gar nicht herauskommen, denn wo wir auch hinblicken, immer müssen sie thätig sein, müssen vom Morgen bis zum Abend mehr oder weniger arbeiten. Wenn wir den ganzen Tag „auf den Beinen“ sind, oder von früh bis spät mit dem Kopfe arbeiten, so pflegen diese Glieder zur Nachtzeit recht müde zu sein und in ihrer Leistungsfähigkeit bedeutend nachzulassen. Anders die Augen. Ununterbrochen sehen und schauen sie vom morgendlichen Erwachen bis zur Nachtruhe, also ungefähr sechzehn Stunden hintereinander, und doch sehen wir am Abend nicht merklich schlechter als am Morgen. Diese höchst wichtige Thatsache wird dadurch ermöglicht, daß die allgütige Natur bestimmte Einrichtungen geschaffen hat, welche dem Auge

auch während der Arbeit Erholung und Stärkung zu teil werden lassen. Hierher gehören besonders die Augenbewegungen und der Lidschlag.

Fast unaufhörlich wandern unsere Blicke hin und her, selbst beim Lesen und Schreiben. Häufige Bewegung eines Gliedes befördert aber in demselben stets den Blut- und Säftestrom, wodurch die Ermüdungsstoffe alsbald beseitigt und neues Nährmaterial herbeigeschafft wird. Auch die unwillkürliche verchiedene Einstellung der Augen beim Nah- und Fernsehen bewirkt dasselbe. Hat man längere Zeit gelesen oder geschrieben und blickt dann durchs Fenster hinaus in die Ferne, so thut das den Augen wohl, es dient ihnen zur Erholung. Ist es noch dazu eine Fläche mit ruhigen, sanften, satten Farben, auf die man schaut, z. B. ein Wald oder eine Wiese, so ist der wohlthätige Einfluß noch größer und die Erholung nachhaltiger.

Jedoch besonders befördert wird der Blut- und Saftwechsel der Netzhaut durch den unermüdbaren Lidschlag. Eine verhältnismäßig sehr kurze Unterbrechung desselben setzt die Leistungsfähigkeit der Augen schnell und bedeutend herab. Man nehme einmal ein Buch mit kleinem Druck, blicke fest und unverwandt auf einen Punkt eines Buchstabens, ohne Lidschlag, ohne zu blinzeln; alsdann wird die ganze Seite trübe und verschwommen erscheinen. Nun blinze man mehrmals rasch, sofort verschwindet der Nebel.

Alle diese scheinbar überflüssigen Bewegungen regen den Säfte- und Blutzufluß zu den Augen an, spülen schnell die Schläfen des Stoffwechsels und der Ermüdung hinweg, führen der Netzhaut immer neue Nahrungstoffe zu, so daß diese fast unermüdbar arbeitsfähig bleibt.

Freilich genügen diese selbstthätigen Erholungsmittel noch nicht für solche Personen, welche viel und angestrengt mit den Augen arbeiten müssen, wie Schriftsteller, Gelehrte und Bureaubeamte. Sie müssen diesem für sie höchst wichtigen Organe eine besondere Diätetik zu teil werden lassen.

Zunächst ist alles zu vermeiden, was Blutanhäufung im Kopfe hervorrufen könnte, wozu auch enge Halskragen gehören. Dann gönne man den Augen täglich längere Zeit Ruhe und Erholung durch Sehen in die Ferne, was am besten auf Spaziergängen erreicht wird, indem man dabei aber nicht direkt vor sich auf den Erdboden blickt, sondern „Kopf hoch“ wirklich in die Ferne schaut. Das Brennen der Augen beim Lesen oder Schreiben kann man augenblicklich beseitigen durch ein stärkeres Augenbad. Man taucht dabei das Gesicht mit geschlossenen, aber nicht zusammengekniffenen Lidern in ein weites Becken mit kaltem Wasser möglichst bis über die Schläfen zehn bis zwölf Sekunden lang, wiederholt dies öfters und trocknet das Gesicht oberflächlich, die Augen aber gar nicht ab. Durch solche einfache Erholungsmittel wird man sowohl eine ungeschwächte Sehkraft länger erhalten, als auch schwache Augen stärken und kräftigen.

Völkerkunde.

Wie die Buren heiraten. Einen interessanten Beitrag zur Kenntnis der Lebensgewohnheiten der Bewohner Transvaals bietet folgende Schilderung des „Gewerbsinhiems“ der Buren. Ein Reisender erzählt darüber: Die Buren heiraten in sehr jungem Alter. Sobald ein Bauer 20 Jahre alt geworden, sieht er sich nach einer Lebensgefährtin um. Välle oder ähnliche heiratsvermittelnde Einrichtungen existieren nicht; der Bauer bestiegt daher sein Pferd und reitet von Farm zu Farm, um sich eine Braut aus den Töchtern des Landes zu wählen. Er hat sich auffallend rein gewaschen, das wollene Hemd wird durch einen Papierkragen, vielleicht selbst durch eine Krawatte verhöht, die Stiefel aus Rohleder werden zur Feier des Tages einmal tüchtig abgebürstet, der breitkämpfige Filzhut erhält ein neues Band aus blau-weißer Seide und unter den Sattel wird eine neue hellbunte Decke gelegt. So geht's im Galopp zur nächsten Farm. Dort sattelt er ab, trinkt einige Liter — Kaffee, raucht ein Duzend Pfeifen, ist dreimal mit der Familie, ver-schlingt die Töchter mit den Augen und spricht im übrigen so wenig wie möglich. Nach Sonnenuntergang, wenn Licht in die Stube gebracht ist und die Familie sich ansiedelt, in die oder das Schlafzimmer zu gehen, dann fahrt er sich ein Herz und fragt die Mutter, die natürlich schon lange auf die Mitteilung dieses Wunsches wartet, ob sie erlaube, daß er mit Minche, Linche oder wie sie gerade heißt, noch etwas ausbleiben („opzitten“) dürfe. Die Frage wird gewöhnlich bereitwillig bejaht, und dann kommt Minche verlegen in die Wohnstube zurück, stellt ein Licht auf den Tisch, setzt sich in eine Ecke des Zimmers und sagt — nichts. Der Freier nimmt in einer andern Ecke Platz, raucht, ipuckt und — spricht ebenfalls nicht ein Wort. Und dennoch hat Minche es verstanden, dem Courtmacher anzudeuten, ob er ihr mehr oder weniger gefällt, indem sie darnach die Größe ihres Talglichts einrichtete: je größer die Kerze, desto länger können sie „opzitten“. Am nächsten Morgen sattelt der Gast sein Pferd wieder und reitet nach einer anderen Farm, wo sich dieselbe Szene wiederholt, bis sich der reisende Freier endlich klar darüber wird, welches der gesehenen Mädchen ihm am besten gefallen hat. Zu diesem kehrt er wieder zurück, bleibt

abermals eine Nacht „opzitten“ und stellt endlich ohne viel Redensarten seinen Antrag, der mit Freuden angenommen wird. Am nächsten Kirchgangtag feiert man die Hochzeit. Stirbt dem Bauer die Gattin, so erwählt sich der Witwer oft schon nach drei oder vier Wochen eine neue Hausfrau. Die alten Bauern haben jedem Kinde meist schon bei der Geburt einige Schafe und ein paar Stück Vieh reserviert und ihm damit einen Besitz geschaffen, der im Laufe der Jahre oft zu einem ganz ansehnlichen Vermögen heranwächst. Land hat jeder mehr als er benötigt; dem Sohn wird ein Terrain angewiesen, auf dem er sein Haus bauen und sein Vieh weiden lassen kann. Wenn ihm das nicht paßt, so spannt er eben seine Ochsen ein, zieht in die Ferne und nimmt anderes noch herrenloses Land in Besitz. Er hat meist eine merkwürdige Abneigung dagegen, irgend welche Nachbarn in seiner Nähe zu wissen. Er will unbeschränkter Großgrundbesitzer sein, und so weit sein Blick reicht nur eigenes Land sehen. Eine fremde Farm in allzu großer Nähe wäre ein Nagel zu seinem Sarge. Da verkauft er lieber sein Gut und siedelt sich neuerdings in einer anderen, weniger „bebauten und bevölkerten“ Gegend an.

Die Buren zu Hause. Das kleine Völkchen von Transvaal, das jetzt um seine Unabhängigkeit kämpft, bietet für die Europäer manches Interesse. Mit Tagesanbruch versammeln sich sämtliche Mitglieder einer Burenfamilie im sogenannten Speisezimmer, das auch als Küche dient. Das Familien-Oberhaupt liest einige Kapitel aus dem Alten Testament vor. Hierauf bringt die schwarze Dienstmagd ein großes Lavoir mit Wasser, sowie ein Handtuch, und die Familienmitglieder, ihrem Alter nach, waschen sich Gesicht und Hände. Nach vollzogener Waschung setzen sie sich zu Tisch, um das aus Butterbrot und schwarzem Kaffee bestehende Frühstück einzunehmen. Das Familien-Oberhaupt verrichtet zuerst ein Gebet, das die Anwesenden mitsprechen; ist das Schlusswort des Gebetes gesprochen, dann greift jeder Anwesende nach seinem Frühstück. Die Frauen nehmen ihr Frühstück an einem besonderen Tisch ein. Die Kleidung der Buren besteht aus einer Hose und breitem Sacco; Gilet und Krawatte kennen sie nicht. Die Weiber von Transvaal kleiden sich sehr einfach, natürlich tragen sie keine Wieder. Gefällt einem jungen Buren ein Mädchen aus der Nachbarschaft, so macht er davon seinem Vater Mitteilung. Nachdem er dessen Zustimmung erhalten hat, sattelt der junge Bur sein Pferd, schmückt dasselbe mit einem kostbaren Teppich und begiebt sich zu den Eltern seiner künftigen Braut. Hier angelangt, erscheint er vor dem Vater der Auserwählten, um ihm den Zweck seines Besuches anzugeben. Der Vater erteilt jedoch keine positive Antwort, sondern ersucht den Werber, die Bekanntschaft seiner Söhne zu machen. Wird der Antrag angenommen, so spielt sich mit Anbruch der Nacht eine charakteristische Scene ab. Die Mutter der Braut betritt das Mädchenzimmer, stellt eine lange Kerze auf den Tisch, zündet dieselbe an, wünscht dem in einer Ecke sitzenden Liebespaare eine gute Nacht und entfernt sich. Darin erblickt der Freier die Annahme seiner Werbung. Er bleibt mit seiner Braut, so lange die Kerze brennt; ist sie aber dem Erlöschen nahe, verläßt der Bräutigam das Zimmer, um sich in das Gemach seiner künftigen Schwäger zu begeben. Die Gastfreundschaft der Buren kennt keine Grenzen. Ein Gast kann bei einer Burenfamilie wochenlang Unterkunft und Bewirtung finden. Nur ein Fußgänger als Gast begegnet bei ihnen Mißtrauen; der Bur versteht es gar nicht, wie ein Mann ohne eigenes Pferd herumreisen kann. Die Sklaverei wurde von den Buren längst abgeschafft, und die bei ihnen im Dienst stehenden Neger werden mit großer Humanität behandelt.

Kunst und Wissenschaft.

Das älteste Buch der Welt ist ein ägyptischer Papyrus, der nach seinem Entdecker als Papyrus Brisse d'Arvennes in der Altertumskunde berühmt ist. Das einzigartige Schriftstück wurde schon im Jahre 1843 in der Totenstadt von Theben, wo Brisse d'Arvennes auf seine eigenen Kosten Ausgrabungen veranstaltete, bei dem Hügel von Gmintes gefunden und befindet sich seit dem Jahre 1844 in der Bibliothéque Nationale zu Paris. Trotzdem diese ehrwürdige Reliquie demnach schon längst bekannt ist, darf man sie gerade jetzt in die Erinnerung zurückrufen, weil in den letzten Jahren so außerordentlich zahlreiche und überraschende Altertumskunde in Ägypten gemacht worden sind, daß ihr vielleicht der Vorrang freitig gemacht werden könnte. Es sei aber gleich gesagt, daß der genannte Papyrus noch immer das älteste Schriftstück darstellt, das bisher überhaupt bekannt geworden ist. Es zerfällt in zwei Bücher, die der Sittenlehre gewidmet und wahrscheinlich auch zu verschiedenen Zeiten verfaßt sind. Das erste Buch dürfte aus der Regierungszeit des Pharaos Senna oder Senni, des neunten Königs der dritten Dynastie, stammen und demnach bis auf das Jahr 5318 v. Chr. zurückreichen; der Verfasser dieses Buches ist ein Schriftsteller Namens Kafenna. Das zweite Buch geht nur auf die Zeit des Pharaos Ussa in der fünften Dynastie (4673 v. Chr.) zurück und ist von dem allmächtigen



Kanzler dieses Königs, Ptolemaeus, verfaßt worden. Der kostbare Papyrus, der jene beiden ältesten Manuskripte enthält und übrigens leider nicht ganz vollständig ist, hat eine Länge von über 8 Metern. Seine Schrift hat sich durch sorgfältige Studien entziffern lassen und ist in einem besonderen Nachmittels-Werke veröffentlicht worden. Im Vergleich zu dem Alter dieses Papyrus erscheinen alle die neuen Funde in der Gegend der Pyramiden von Sakkarah und Daskur wie eigentliche Kinder, denn die dort zum Vorschein gekommenen Manuskripte sind höchstens 5600 Jahre alt, ganz zu geschweigen von den mit der hellenischen Völkerszeit gleichalterigen Manuskripten aus der Stadt Dyrhynchus, wo in den letzten Jahren ungewöhnlich ergebnisreiche Ausgrabungen stattgefunden haben. Die Schrift jenes ältesten Buches ist die sogenannte hieratische oder Priesterchrift, die allerdings nicht als die älteste Schrift überhaupt zu betrachten ist. Älter ist nämlich die Schrift der eigentlichen Hieroglyphen, die aber nur auf Baudenkmälern und Monumenten verwandt wurde, die Priesterchrift wäre eine Umwandlung der schwerfälligen Hieroglyphenschrift in eine einfachere Kurzschrift, später entwickelte sich dann noch eine demotische oder Volkschrift. Der ganze Brisse d'Avennes umfaßt 18 Seiten oder Fragmente eines Manuskripts, dessen Schrift sich schon der Form nach als besonders altertümlich darstellt. Zwischen der ersten und zweiten Seite befindet sich eine Lücke, wo die Schrift ausradirt und der Papyrus von neuem geglättet ist, das ist nicht anders zu erklären als durch die Annahme, daß der Besitzer dieses Buches wegen des teuren Weißes des Papyrus einen Teil des Buches noch einmal beschreiben wollte. Der Inhalt besteht, wie schon angedeutet, aus Sittenregeln, deren Weisheit auf eine Epoche beachtenswerter philosophischer und literarischer Entwicklung hinweist.

Vermischtes.

* **Christlich-soziale Theaterkritik.** Vor einiger Zeit hat der Wiener Volksbote, ein christlich-soziales Blatt, das vom Ortschulrat König redigiert und von den Ottakringer Greislern gelesen wird, Grillparzer als Autor des Stückes „Der Kaufmann von Venedig“ genannt. Daran hat sich nun noch eine zweite literargeschichtliche Glanzleistung des Ottakringer Antisemiten-Organs geknüpft. Die Wiener Arbeiterzeitung berichtet darüber wie folgt: „Ein Genosse, der unsere Notiz las, hat sich den Scherz gemacht, im Namen Shakespeares an das Blatt einen mit William Shakespeare unterzeichneten Brief zu schreiben, in dem jene Angabe richtig gestellt wird. Am 20. November 1899 ist nun die letzte Nummer des Wiener Volksboten erschienen, und in dieser teilt der Herr Ortschulrat König mit, daß er von William Shakespeare folgendes Schreiben erhalten:

Geehrter Herr Redakteur!

Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, in Ihrer nächsten Nummer richtigzustellen, daß „Der Kaufmann von Venedig“ nicht, wie Sie in Ihrer letzten Nummer angaben, von Grillparzer, sondern von mir ist. Ein Stück mit so stramm antisemitischer Tendenz hätte dieser wackelnde Liberale doch nie übers Herz gebracht.

Mit ergebenstem Dank im voraus

Ihr ergebener

William Shakespeare.

Wien, 7. November 1899.

Herr König leitet diese Berichtigung mit der Bemerkung ein, daß es allerdings ein großer Irrtum war, dem „Freimaurer Grillparzer“ zuzumuten, er habe ein so streng antisemitisches Schauspiel geschrieben. Da er einseht, daß die Berichtigung der Wahrheit entspricht, fügt er, loyal wie er schon ist, hinzu: „Es ist somit jetzt beiden Seiten Rechnung getragen.“ Wir haben nur Angst, daß nun wieder Herr Grillparzer dem Herrn Ortschulrat König eine Berichtigung schicken wird, daß er kein wackeliger Liberaler war, ja daß er ebenfalls mehrere streng antisemitische Stücke geschrieben habe. Und dann wird sich herausstellen, daß dieser Kerl von einem Shakespeare ein ganz gewöhnlicher Verleumder ist.

* **Die liebe Muttersprache.** Im Inseratenteil des hiesigen Tagesblattes finden wir folgende Annonce:

Danksagung.

Für die über Erwarten reichlich gegebene Festlichkeit an sämtliche Gemeindeglieder, verbunden mit innigster, zum Ausdruck gebrachter Beteiligung und steter Gegenwart, aus Anlaß der Vermählung des Rittergutsbesizers Herrn Dr. Riefewalter und seiner allgeehrten liebevollen Frau danken wir hiermit aufs herzlichste und wünschen dafür ein wahrhaft eheliches Glück und in allen Beziehungen segensreiche Wirksamkeit.

Die Gemeinde Lindenbusch.

Wenn diese Danksagung auch nicht in allen ihren Teilen von unbedingter Klarheit ist, so scheint doch jedenfalls mit Sicherheit daraus hervorzugehen, daß die Gemeinde Lindenbusch sich auf der Hochzeit des Herrn Dr. Riefewalter sehr gut amüsiert hat.

* **Umdichtungen.** Nachdem der Dichter Joseph Lauff Webers „Oberon“ endlich in eine anständige Form zurecht gearbeitet hat — so schreibt die Münchener Jugend — soll er sich jetzt an eine Revision der deutschen Klassiker machen, die dringend not thut. Zunächst kommt „Faust“ an die Reihe, der bekanntlich in ganz lächerlichen Mitteln geschrieben ist und nun in stramme, schneidige und wohl ausgezählte fünffüßige Jamben umgedreht wird. Dabei werden nicht nur viele Anstößigkeiten und Derbheiten weggelassen, sondern es wird auch die ganze Handlung umgestaltet und in einer befriedigenden Weise gelöst werden. Faust wird nämlich von Valentin entwaflnet und gezwungen, Gretchen zu heiraten, während ein geübter Erorzist den schlechten Kerl Mephistopheles in die Hölle zurückschickt. In genialer Weise klingt der neubearbeitete „Faust“ in einer Eulogium an den redegewandten Markgrafen Johann Cicero von Brandenburg an, der den Doktor Faust zum Rektor Magnificus einer preussischen Universität ernannt. Lessings „Nathan“, ein Werk, das der Dichter, offenbar um schneller fertig zu werden, in ungereimten Jamben geschrieben hat, wird Joseph Lauff mit Reimen versehen, wodurch die Dichtung für die moderne Bühne größeren Reiz erhält. Hier eine Probe aus der bekannten Erzählung von den drei Ringen:

Vor grauen Jahren lebte ein Mann im Osten,
Der einen Ring von kolossalen Kosten
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
In vielen Farben spielender Edelstein
Und hatte die geheime Macht, den Mann,
Der ihn besaß, vor Gott und Menschen an-
genehm zu machen. Also war's kein Wunder,
Daß ihn der Mann nicht hielt für einen Blunder.

Mit wenigen Aenderungen ist hier der ungeschliffene Diamant der Lessingschen Dichtung in einen funkelnden Brillanten umgeschliffen. Dringend schreien die Schiller'sche u. Prosadramen nach einer Bearbeitung von Joseph Lauff. Auch sie werden unter Verse gesetzt und hofbühnenfähiger gemacht. Der Präsident und der Hofmarschall in „Kabale und Liebe“ werden, um ihre Schlechtigkeit wahrscheinlicher zu machen, in bürgerliche Kreise herabgesetzt. Aus dem Major wird ein Geschäftsreisender und die peinliche Episode mit dem Fürsten und der Lady Wilford fällt ganz weg. Auch der Räuber Moor wird seinen Grafentitel verlieren und am Schluß triumphiert die staatliche Ordnung über den Mann, der sich so frech gegen sie auflehnt. Dabei Apotheose des Königs Friedrich Wilhelms I., welcher mit den Worten „dem Mann kann geholfen werden“ den wackeren Gutsbesitzer Franz Moor wegen seiner Verdienste um die öffentliche Sicherheit in den Adelszustand beruft. So dürfen wir hoffen, daß künftig eine Reihe sogenannter klassischer Dichtungen erst für die deutsche Nation wiedergeboren wird. Sie hatten es nötig!

Wahrheit.

Seinem Sohne ins Stammbuch.

Von Theodor Storm.

Gehle nimmer mit der Wahrheit,
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue,
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue!

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht, doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gemitter
Gold'ne Rücksichtslosigkeit.

Wo zum Weib Du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte Dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was Du immer kannst, zu werden
Arbeit scheue nicht und Wachen,
Aber hüte Deine Seele
Vor dem Karriere machen.

Denn der Böbel aller Sorte
Lanzet um die gold'nen Rälber,
Halte fest, Du hast im Leben
Doch am Ende nur Dich selber!

Verantwortlicher Redakteur: A. Weiskmann in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckerei.